

## KAPITEL 10

### *Der Vordenker*

#### *Gespräch über Einfluss ohne Amt*

*Sie haben die Grünen inspiriert. Was war das für ein Gefühl, Kronzeuge für meist junge Menschen zu sein, die der SPD damals davongelaufen sind?*

E.E.: In der SPD war meine Schwierigkeit die, dass meine Vorstellungen eben doch ziemlich weit entfernt waren von denen eines sozialdemokratischen Bundeskanzlers. Und es machte mir keinerlei Spaß, Streit in die Partei hineinzutragen. Aber ich war auf der anderen Seite auch der Überzeugung, dass, wenn die SPD nichts dazulernt, gerade auf dem Gebiet der Ökologie, dass sie dann keine Zukunft haben wird. Insofern war ich hin- und hergerissen und habe mich dann ziemlich eng an Willy Brandt angelehnt, habe häufig mit ihm gesprochen, habe ihn gefragt, was ich machen kann, ohne einen Eklat hervorzurufen. Ich wollte ja der Partei nützen und nicht schaden.

*Hatten Sie als Minister für Entwicklungshilfe gelernt, dass man global denken und dann lokal handeln muss?*

E.E.: Globalisierung wurde ja erst in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts zu einem Hauptschlagwort, aber es gab schon vorher Literatur dazu. Bei mir haben sich damals zwei Themen verbunden. Das eine war: Wie verhindern wir einen Dritten Weltkrieg? Das war damals wirklich ein Thema, zumal die Reagan-

Regierung offen darüber diskutierte, ob man nicht den Atomkrieg durch kleinere, präzisere Atomwaffen wieder führbar machen könnte. Und das andere war die Zerstörung durch die Vernichtung unserer natürlichen Lebensgrundlagen. Da musste ich wohl mit denen zusammenprallen, die in anderen Kategorien gedacht haben. Aber in dieser ganzen Zeit war ich, was die Ökologie angeht, der Meinung, in zehn, zwanzig Jahren versteht sich von selbst, was ich jetzt sage.

*Neben der ökologischen und der Friedensbewegung gab es damals eine sehr aufmüpfige und langfristig auch erfolgreiche Frauenbewegung. Die scheint an Ihnen damals ziemlich vorübergegangen zu sein?*

**E.E.:** Ich hatte durch meine Erfahrungen nicht das Gefühl, dass ich da so schrecklich viel nachzuholen hatte. Das hing damit zusammen, dass in unserer Familie jedenfalls unter den Kindern, die älteste Schwester die dominierende war. Und wir haben das ohne weiteres akzeptiert. Ich hatte nicht das Gefühl, dass bei uns in der Familie die Frauen unterdrückt sind. Das hat mich geprägt. Auf der anderen Seite war ich immer der Meinung, dass die Frauen in unserer Gesellschaft eine stärkere Rolle spielen müssen. Ich war von Anfang an dafür, dass Frauen Pfarrerinnen werden können. Und ich stelle heute fest, dass die evangelische Kirche sehr viel reicher geworden ist durch die Frauen auf den Kanzeln. Ganz einfach, weil sie manche Texte anders, adäquater, besser verstehen und interpretieren können als Männer. Und ich fand es auch richtig, dass mehr Frauen in der Politik gehört werden und Karriere machen. Bei der Vorbereitung des Berliner Programms in den achtziger Jahren kam ja dann diese feministische Strömung ganz stark zur Geltung. Um Streit zu schlichten, habe ich vorgeschlagen, folgenden Satz ins Programm zu bringen: »Wer die menschliche Gesellschaft will, muss die männliche überwinden.« Der Satz

ist dann ja ziemlich berühmt geworden und als etwas rabiater Feministerei kommentiert worden. Aber das zeigt, dass ich das Grundanliegen des Feminismus durchaus begriffen habe. Nur habe ich es lange Zeit für nicht so dringlich gehalten wie es tatsächlich war.

*Haben Sie durch Ihre drei Töchter dazugelernt?*

E.E.: Ja. Was man noch nicht durch vier Schwestern gelernt hat, kann man dann durch die Kinder dazulernen. Ich war immer in einer überwiegend weiblichen Gesellschaft und habe eigentlich nie das Gefühl gehabt, ich hätte da Vorrechte. Und auch mein Vater, der ja durchaus seine autoritären Seiten hatte, hat die Töchter genauso ernst genommen wie die Söhne.

## **Der Vordenker**

Die SPD war in den späten siebziger und den frühen achtziger Jahren eine tief gespaltene Partei. Da war einmal der klassisch-sozialdemokratische Flügel um Helmut Schmidt, der im Einklang mit den Gewerkschaften auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten erhalten wollte, was die so genannten »kleinen Leute« sich erkämpft hatten. Sie wollten weiter steigende Löhne und den Schutz des Sozialstaates in allen Krisen des Lebens. Nur mit stetig steigenden Wachstumsraten war das zu erreichen. Da war der andere Flügel, der sich auf Erhard Eppler berief, Zweifel äußerte und fragte: Wachstum wohin und auf wessen Kosten?

Die Skepsis am Wachstum auf Kosten der heimischen Umwelt und der Dritten Welt wuchs, ebenso die Zweifel am Segen der Atomkraft. Flügel übergreifend wurde auch die Logik der Sicherheitspolitik nicht mehr verstanden. Wie sollte mit Hilfe von Auf- und Nachrüstung die Welt friedlicher und sicherer werden

können? Es waren hoch politische Jahre mit leidenschaftlichen Diskussionen, ähnlich wie in den Anfangszeiten der Regierung Willy Brandt. Nur mit einem großen Unterschied: Zu Beginn der sozialliberalen Koalition herrschte Aufbruchsstimmung, Zukunftshoffnung, gegen Ende eher Beklemmung und Zukunftsangst. Die Menschen begannen zu verstehen, dass Hungersnöte in Afrika, das Abholzen des Regenwaldes in Südamerika und die Zukunft in Europa etwas miteinander zu tun haben. Man begann zu ahnen, dass der Preis des ewigen Wachstums in den reichen Industrieländern hoch werden könnte, zu hoch.

Gleichzeitig setzten viele Menschen Nachhaltigkeit mit Verzicht und Askese gleich. Die veränderten Zeiten machten Angst. Vermutlich flüchteten auch deshalb 1982/1983 so viele Wähler zu Helmut Kohl. Er versprach ihnen ein ruhiges »weiter so«, und das war sehr viel weniger anstrengend als die Zukunftsdiskussionen, die in der SPD geführt wurden und die Partei vor ständige Zerreißproben stellte.

Erhard Eppler hat die Grenzen des Wachstums damals mit einfachen, begreifbaren Sätzen benannt. Etwa so: Jeder kann eine menschenwürdige Wohnung, einen Kühlschrank, eine Waschmaschine haben. Aber nicht jeder ein Einfamilienhaus, denn dann ist die Landschaft irgendwann zubetoniert und nicht jeder regelmäßige Fernreisen, denn das hält die Atmosphäre nicht aus.

Erhard Eppler stand nach dem Rücktritt von Ämtern und Mandaten vor der Frage, wie es mit ihm selbst weitergehen sollte. Er überlegte lange, sich ganz aus der Politik zurückzuziehen, etwa eine der Professuren anzunehmen, die ihm angeboten worden waren. Stattdessen fasste er einen kühnen Entschluss: »Du versuchst Politik zu machen ohne Amt.«

In dem Buch »Komplettes Stückwerk« hat er über diese Phase in seinem Leben geschrieben: »Mein Einfluss war nun genau so groß oder so klein wie meine Überzeugungskraft. Ich war auf das

einziges Werkzeug angewiesen, das mir blieb: die Sprache. Kein Wunder, dass ich sie ernster nahm als andere. Die Leute spürten, dass ich ausbrechen wollte aus dem Jargon, dessen sie längst überdrüssig waren. Und manchmal feilte ich tagelang an ein paar Sätzen, zumal dann, wenn man mir eine Zeit vorgegeben hatte. [...] Da sollte keine Luftblase bleiben, kein überflüssiges Wort, keines, für das sich ein präziseres, stärkeres finden ließ, kein Bild, das nicht als Bild wahrzunehmen war.«

Erhard Eppler zitiert gerne den Soziologen Max Weber. Zum Beispiel dessen Satz: Wer nicht nach dem Unmöglichen greift, verfehlt das Mögliche. Er hat das für sich und seine Politik so übersetzt, dass man zwei Dinge gleich ernst nehmen müsse, »das was ist und das was sein soll.« Nicht immer hat das geklappt in seinen aktiven politischen Jahren in Baden-Württemberg. Da hat er wohl »das was ist« zeitweise unterschätzt, nämlich die Angst der Menschen vor Veränderungen. Und seine Ungeduld hat ihn dazu geführt, zu vieles zu schnell zu wollen. Später hat er das – im Sinne von Max Weber – für sich in Einklang gebracht: »Wenn man nur das ernst nimmt, was sein soll, verliert man sehr schnell die Bodenhaftung. Und wenn man nur ernst nimmt, was ist, dann bleibt man eben hocken und wagt nichts Neues mehr.« In dieser Spannung habe er stets gelebt, sagt er. Wenn man zurückblickt auf seine jungen Jahre, auf seine Zeit als Lehrer oder dann als junger Feierabend-Politiker in der Gesamtdeutschen Volkspartei, dann war diese Lust am Risiko schon sehr früh angelegt. »Eine Politik, die gar nichts anderes will als das Bestehende zu verwalten, so dass es einigermaßen funktioniert, das hat mich nie gelockt. In keiner Position hätte es mich gelockt.«

Solche Gedanken waren es, die zur Politik ohne Amt führten. Nicht ganz ohne Netz natürlich, immerhin hatte er Verantwortung für eine Familie mit vier wenn auch weitgehend erwachsenen Kindern. Leichtsinnig war die Entscheidung nicht, denn er

war als Abgeordneter und Minister pensionsberechtigt. In seiner Partei war er in den achtziger Jahren intensiv eingebunden durch seinen Vorsitz in der Grundwertekommission und die Mitgliedschaft im Parteivorstand bis 1991.

In der SPD versank nach dem Rücktritt Willy Brandts (und dem bitter nötigen, die Partei disziplinierenden Regime Hans-Jochen Vogels) eine politische Hoffnung nach der anderen. Die sogenannten Enkel Willy Brandts hielten nicht, was man sich von ihnen versprochen hatte. Auch Eppler und diese Politikergeneration blieben sich fremd, obwohl doch gerade Eppler für ein neues Denken stand, für eine zukunftsorientierte Politik. »Ich glaube, die entscheidende Orientierungsmarke für diese Generation war erstmal Willy Brandt. Und die zweite Orientierungsmarke war eben die Achtundsechziger-Bewegung, daher kamen sie ja alle irgendwie.« Manchmal hätten sie ihn unterstützt, »mehr oder weniger«. Groß sei sein Einfluss auf sie nicht gewesen, vermutet er, denn diese Generation sei doch sehr anders gewesen als seine, die der Flakhelfer. Die Achtundsechziger und die Flakhelfer trennten höchstens zwanzig Jahre – und dennoch Welten. Gerhard Schröder hat das in den frühen neunziger Jahren einmal etwa so formuliert: »Man kann uns nicht vorwerfen, dass wir anders sind, weil wir Nazizeit und Krieg nicht erlebt haben.«

Um Vorwürfe ging es nicht, aber es lagen eben Erfahrungswelten zwischen diesen beiden Generationen. Und das zeigte sich auch im politischen Handeln, in den politischen Zielen der ganz treffend sogenannten »Toskana-Fraktion«.

Die Achtundsechziger, soweit sie später in der Politik geblieben sind, hatten – so sieht es Erhard Eppler – eine schwere Enttäuschung hinter sich. »Alles was sie als Studenten postuliert hatten, ist nicht eingetreten.« Sie mussten sich in die Institutionen begeben, die sie verändern wollten. Die Frage, »Wer verändert wen? Die jungen Leute die Institutionen? Oder die Institutionen die

jungen Leute?«, sie ist zu Gunsten der Institutionen entschieden worden. Aus Erhard Epplers Sicht hatte das Folgen für die Politik, denn auch bei den Begabtesten, auf die er einst gesetzt hatte, stellte er später fest: »Für mich hatte diese Generation vor allem zwei gefährliche Züge, die sich natürlich nicht bei allen gezeigt haben. Das erste war, dass sie nach dieser großen Enttäuschung keinen wirklich eigenen politischen Standort gefunden haben und deshalb für alle möglichen politischen Einflüsse offen waren. Das zweite hängt vielleicht mit dem ersten zusammen. Nicht ganz wenige unter ihnen hatten einen narzisstischen Zug, kreisten sehr um sich selbst. Bei vielen hat beides zusammen karrieristische Züge hervorgebracht.«

Sicherlich hatte die streckenweise deutlich spürbare Sprachlosigkeit zwischen diesen beiden Generationen auch mit den völlig unterschiedlichen Lebensstilen zu tun. Alles in allem ist Epplers Fazit über die inzwischen auch weißhaarig gewordenen Enkel Willy Brandts: »Ich habe mit dieser Generation gerne zusammengearbeitet, natürlich. Aber ich habe auch immer eine unüberwindbare Distanz gespürt.«

In jenen Jahren, in denen Erhard Eppler eine neue Karriere ohne Amt aufbaute, in denen er für viele zum moralischen Gewissen der SPD mutierte – was auch mit seiner erfolgreichen Kirchentagsarbeit zu tun hatte – wurde das Land insgesamt immer unpolitischer. Helmut Kohl regierte zusammen mit einer bis zur Unkenntlichkeit veränderten FDP, selbstzufrieden, möglichst ohne irgendeiner politischen oder gesellschaftlichen Strömung allzu weh zu tun. Während Helmut Schmidt die Bürger noch strapaziert hatte durch den Nato-Doppelbeschluss und eine veränderte Sozialpolitik mit – von heute her gesehen – äußerst behutsamen Sparvorschlägen, wurde den Wählern in den ersten Kohl-Jahren wenig abverlangt. Das ganze Land versank nach den politisch-intellektuell anstrengenden siebziger Jahren in einen

Dornröschenschlaf, und eine Mehrheit (wie sich an Wahlergebnissen zeigte) war damit durchaus einverstanden.

Gegen diese geistigen Lähmungserscheinungen versuchte Erhard Eppler anzuschreiben und anzureden, bei einer deutlichen Minderheit durchaus mit Erfolg. Seine Bücher wie »Wege aus der Gefahr«, »Wiederkehr der Politik« und später »Auslaufmodell Staat«, um nur einige zu nennen, wurden gelesen und diskutiert. »Ich habe immer wieder den Versuch unternommen, klarzumachen, dass man sich nicht einfach auf die Kräfte des Marktes verlassen darf.«

Seine Gegner nannten ihn einen Untergangspropheten, wenn er immer wieder schrieb und sagte, dass der Markt die natürlichen Lebensgrundlagen ganz gewiss nicht erhalten, sondern zerstören werde. Politik, so sein Credo bis heute, müsse dem Markt Grenzen setzen, müsse mit staatlichen Mitteln gegensteuern und dazu finanziell auch in die Lage versetzt werden.

Eines seiner großen, fast philosophischen Themen war die Frage, wie man einen Bewusstseinswandel durch Überzeugung statt durch Zwang so steuern könnte, dass am Ende eine andere Politik dabei herauskommt, die von einer Mehrheit akzeptiert werden kann. Man könne als Politiker ein langsam erwachendes neues Bewusstsein nur nutzen, nicht herbeiführen, hat er gelernt. Und das geht, so die Erfahrungen eines langen Lebens in der Politik, immer nur mit kleinen Schritten, mit begrenzten Entscheidungen, die dann wiederum im günstigen Fall zu neuen kleinen Schritten führen können. So, sagt Eppler, ist Willy Brandts neue Ostpolitik entstanden, als eine Politik der kleinen Schritte. »Aber niemand kann Bewusstseinswandel bewirken, kein Philosoph, kein Publizist, kein Politiker. Das kann nur eine veränderte Wirklichkeit, das können nur die Erfahrungen des Alltags.«

In seinem Buch »Komplettes Stückwerk«, einer sehr persönlichen Lebensbilanz, hat er mit einleuchtenden Bildern beschrie-

ben, wie Realität das Bewusstsein verändert: »Es hat sich gebildet, weil man junge Mütter mit der Frage konfrontieren musste, ob es verantwortbar sei, dass sie ihre Säuglinge – trotz giftiger Rückstände in der Muttermilch – stillten, ob eine Hautallergie des Dreijährigen durch Spritzmittel ausgelöst sei, woher der Pseudokrupp eines Fünfjährigen komme und was der Asbest im Kindergarten bewirken könne.« Und weil sich das Bewusstsein durch solche alltäglichen Erfahrungen und Ängste wandelte, wurden dann auch die Bücher gekauft, die diese Sorgen aufnahmen. »Damit sind wir an dem Punkt, wo wirklich Geist und Macht sich begegnen, wo geistige Leistung auf Machtverhältnisse einwirken kann.«

Die politische Neuorientierung in einem Alter, in dem viele Menschen dazu neigen, sich in den bestehenden Verhältnissen einzurichten, wurde Erhard Eppler vermutlich erleichtert durch das Vorbild Willy Brandts. Nicht immer fühlte er sich ihm so tief verbunden wie später. Dem Regierenden Bürgermeister von Berlin stand Eppler sehr skeptisch gegenüber. »Ich hatte das Gefühl, er spielt Rollen, die andere für ihn aufgeschrieben haben. Das hat sich erst 1965 fundamental geändert, als Willy Brandt selbst beschlossen hat, nur noch Willy Brandt zu sein.« Vor allem das Engagement des Außenministers, des Kanzlers und dann vor allem des Parteivorsitzenden für die Dritte Welt schweißte die beiden so unterschiedlichen Männer zusammen. Außenpolitisch waren sie sich so nahe, dass Eppler während der Großen Koalition gerne Brandts Staatssekretär im Auswärtigen Amt geworden wäre. Stattdessen wurde er Minister in einem anfangs lächerlich machtlosen Ministerium.

Später, in den Jahren des Raketenstreits, verstand Eppler gut, dass Brandt fürchtete, die Auseinandersetzungen über Nachrüstung, Doppelbeschluss und die unterstellte Gefährlichkeit des Ostblocks, könnte sein Lebenswerk zerstören, also die Entspannung zwischen Ost und West. Es waren aber nicht nur diese poli-

tischen Übereinstimmungen, die Brandt und Eppler verbanden. Der christliche Schwabe aus dem geordneten Bildungsbürgerhaushalt bewunderte den Mann, der als politischer Flüchtling von Norwegen aus die Nazis aktiv bekämpft hatte und der seiner Herkunft wegen von der Union diffamiert wurde. Heute noch ist spürbar, wie tief er den Verlust empfindet: »Diese Großzügigkeit, diese Souveränität, der Humor, der nachsichtige Humor, mit dem er Menschen eingeschätzt und behandelt hat, seine außerordentliche Zurückhaltung bei der Beurteilung von Menschen, im Gegensatz zu Helmut Schmidt, der immer sehr klare Urteile hatte.«

Willy Brandt war für Eppler besonders in den achtziger Jahren, als er erprobte, ob das möglich sei, Einfluss zu gewinnen ohne formale Macht zu haben, die entscheidende Leitfigur. Warum, das hat er in »Komplettes Stückwerk« so beschrieben: »Brandt war Brandt, mit oder ohne Amt. Diese Gelassenheit schaffte Vertrauen. Man brauchte ihn. Die Macht kam zu ihm. Und niemand übte seine Macht behutsamer aus als er.«